

Reise nach Kamerun 2010

Gabriele Lademann-Priemer

Vom 27. November 2010 bis zum 16. Dezember, also dem Donnerstag vor dem 4. Advent, waren wir in Kamerun mit unserm bewährten Reiseleiter Henning Christoph von Soul-of-Africa in Essen. Die afrikanischen Reiseleiter waren Aboubakr und Ismail, Muslime, die an Maskenzeremonien teilnehmen. Einerseits träumen sie von der Pilgerfahrt nach Mekka, andererseits pflegen sie den toleranten Volksislam, wenn auch unterschiedlich. Hardcore -Islam ist allerdings in Kamerun auch vorhanden. Es gibt ca. 50% Christen, 20% Muslime, 30% Anhänger der traditionellen Religion. Die Nacht in einer katholischen Mission war touristisch gesehen die sauberste. Kein Schimmel an den Wänden, Moskitonetze, saubere Waschgelegenheiten. Alles nicht so sehr selbstverständlich.

Anfang und Ende der Reise waren der Flughafen von Douala, einer großen Hafenstadt.

Der erste Tag der Reise war touristisch. Auf dem Weg zum Wildlife-Centre von Limbé konnten wir eine Kautschukplantage besichtigen. Das Wildlife-Centre von Limbé ist ein Zentrum, in dem geschützte Tiere abgeliefert werden können, die irgendwo aufgefunden oder befreit worden sind. Gorillas, Schimpansen, verschiedene Vögel, Krokodile leben in großen Gehegen, werden gesund gepflegt und nach Möglichkeit auf ein Leben in Freiheit vorbereitet. Gorillas und Schimpansen werden gejagt, um aus ihnen „Medizinen“ zur Stärkung zu machen. Oft werden die Tiermütter getötet und die Kleinen sich selber überlassen. Mit den Holzfällern kommen die Jäger in den Urwald. In der Nähe des Regenwalds im Süden Kameruns hängt in einem Restaurant die Liste der geschützten Tiere, aber es ist zugleich – wenn auch unfreiwillig – eine Art Speisekarte. Die Wilderei blüht, man kann am Straßenrand das Abendessen erwerben: bestimmte Affen, Schuppentiere (Pangolin), kleine Krokodile – das Restaurant wird alles gern zubereiten.

Von Douala ging es hinauf in den sogenannten Nordwesten. Wenn man auf die Landkarte guckt, stellt man fest, dass der Norden von Kamerun noch sehr weit weg ist! Dort oben gibt es eine ganze Reihe von Palästen der Könige (Fon), die zur Besichtigung geöffnet sind. Anders können die armen Könige ihre Paläste und ihren Haushalt nicht aufrecht erhalten. Die bedeutendsten Attraktionen sind die Paläste von Bafut bei Bamenda, Babungo, Mankon, Foumban und Oku. Leider gibt der Staat kein Geld zur Erhaltung der Kunstschatze aus, die in den Palastmuseen zu sehen sind. Die von Italienern ausgebildeten Museumsleute aus Mankon sind längst an europäische Museen gegangen.

Oberhalb des Palastes von Bafut war die Villa des deutschen Gouverneurs, heute Museum. Stolz wird von den Siegen über die Deutschen berichtet vor der endgültigen Niederlage. Der Fon von Babungo ist ein begabter Schnitzer. In Nigeria hat er eine Shiva-Statue gesehen und den Shiva in seine Tradition eingeschnitzt.

In der Nähe des Palastes gibt es nicht allein einen traditionellen Heiler, der sich rühmt, auch den Sultan zu behandeln, sondern auch eine psychiatrische Klinik, die traditionelle und westliche Medizin verbindet.



Der Palast des Sultans von Foumban ist nach dem Vorbild deutscher Gouverneurspaläste gebaut. Das Sultanat Foumban herrscht über das Volk der Bamoun. Alle zwei Jahre findet das Festival der Ngoun (Heuschrecken) statt, auf dem der Sultan von der Geheimgesellschaft bestätigt werden muss. Der König ist umgeben von seinem Rat, der Geheimgesellschaft der Nkwifon, die sowohl über seine Einsetzung, gegebenenfalls Absetzung und über juristische Entscheidungen das letzte Wort hat. In die Nkwifon wird man hineingeboren. Deren Bereich und Heiligtum sind tabu, allerdings durften wir in Oku in ein Heiligtum hinein durch gute Beziehungen zum Fon als Privatmann. (Der Fon als König durfte davon nichts wissen!) Unsere afrikanischen Begleiter durften den Bezirk nicht betreten, sondern nur der Wächter des Heiligtums, der dreimal anklopfte. Im Heiligtum wohnen die Geister der Fon.



Orden werden auf dem Fest in Foumban verliehen, so der Spinnenorden, die Spinne ist für die Bamoun ein Symbol für Weisheit. Endlose Reden wurden gehalten, die nicht dadurch interessanter wurden, dass sie Französisch, Englisch und in der Sprache der Bamoun wiederholt wurden. Sie drehten sich im wesentlichen um das diplomatische Kunststück der Beziehung des angeblich demokratischen Staates (Präsident Paul Biya ändert gerade die Verfassung, um 2011 wiedergewählt zu werden, er ist seit 1984 Präsident.) zum Sultanat. Der Staat wurde durch die Kulturministerin repräsentiert. Ein Plakat zeigte Biya mit dem Sultan.

Seit 17 Generationen herrscht die Familie des Sultans Njoya mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung nach einem Sklavenaufstand. Bei dem Fest waren Chinesen mit großen Geschenkkartons anwesend.

Bei dem großen Festumzug vom Palast zum Stadttor von Foumban werden Masken getragen, Kämpfe werden aufgeführt, die an die kriegesischen Auseinander-

setzungen mit den Feinden erinnern, anderen Völkern und Kolonialmächten. Neben Kriegerern und mythischen Gestalten gibt es Teddybären und Phantasiekostüme.

In der Regel haben die Könige einen bürgerlichen Beruf, sind aber eher arme Leute. Ein König ist zugleich Schuldirektor. Eine Königinwitwe bat um Geld für Seife.

Die Paläste sind auch von außen mit Schnitzereien verziert. Jeder Palast hat ein Trommelhaus mit einer großen Trommel, der „talking drum“, die das Volk zusammenruft. Das Allerheiligste, in das nur der Fon hinein darf, ist der



Ahnentempel (Achum). Sodann gibt es den Bereich der Königinnen, von denen jede ihr Haus hat für sich und ihre Kinder, mehrere Witwen teilen sich ein Quartier. Neben den eigenen Frauen müssen die Könige auch die Witwen des Vaters ernähren. Solche Anlage sieht aus wie eine bescheidene Reihenhaussiedlung, manchmal gleicht sie Arbeiterwohnungen in alten Fabrikanlagen.

Für die Prinzen gibt es, wenn sie Jugendliche sind, ein eigenes Quartier, in dem sie in der Tradition unterrichtet werden.

Im Hochland von Oku auf 2600m sind die Nächte kalt, Mount Oku ist ca. 3000m hoch. Auch in Oku gab es ein Maskenfest, einen Fon-Palast und eine hinreißende Landschaft. Der heilige See von Oku, in dem die Geister der Fon wohnen, ist Anziehungspunkt für Biologen, weil es dort einzigartige Frösche mit Krallen gibt. Der Fon geht nur zweimal im Leben an den See, einmal bei seiner Inthronisation, das andere Mal als Geist nach seinem Tod. Einmal im Jahr schickt er einen Boten, der an den 5 Heiligtümern um den See Riten vollzieht. Der Zugang zum See ist nur mit Sondergenehmigung des Fon möglich. Es ist ein großer Kratersee.

Der Vater des jetzigen Fon war baptistischer Pastor, weshalb an den Palast eine baptistische Kirche angeschlossen ist. Er konnte sich der Wahl zum Fon nicht widersetzen. Die christlichen Feiern müssen gegebenenfalls hinter den traditionellen Riten zurückstehen. Wer sich traditionellen Riten widersetzt oder eine Trommel beschädigt, wird bestraft von den Nkwifon. Einst fällten sie Todesurteile, heute können Täter mit Ausschluss aus der Gemeinschaft oder Vertreibung bestraft werden.

Außerdem gibt es im Hochland von Oku Heiler und Wahrsager unterschiedlicher Qualität.



Von Oku ging es über die Hauptstadt Yaoundé mit großem Supermarkt und viel Weihnachtsdekoration aus Plastik, mit Botschaftsviertel und katholischer Kathedrale in das Gebiet des Regenwalds zu den Pygmäen, die sich in dieser Gegend Baka nennen. Aus dem Regenwald gehen die riesigen Holztransporte ab. Was es bedeutet, die jahrhundertealten Baumriesen abzutransportieren, damit in andern Teilen der Welt und auch bei uns Fensterrahmen daraus werden, lässt sich erst ermessen, wenn man die Lastwagen über die die Teerstraßen rollen sieht. In die ganze Welt werden die Baumriesen verkauft. Besonders Araber und Chinesen sind jedoch in das Geschäft eingestiegen.

Viele Pygmäen leben längst nicht mehr im Wald, sondern an den Straßen. Manche sind Bauern zugeteilt. Sie leben mit ihnen einträchtig, wie der Reiseführer verrät – also wie das Tourismusministerium dem Reiseführer gesagt hat. In Wirklichkeit leben sie in sklavenvähnlicher Abhängigkeit. Besucher von außen werden von dem Bauern begleitet, dem die Pygmäen zugeordnet sind. Die Pygmäen wirken verängstigt in seiner Nähe. Das Leben ist nur mit Alkohol erträglich.

Andere Pygmäen leben bei dem Touristenort Kribi in einem Vorzeigedorf, aus dem sie nicht weg dürfen. Einem wird übel, wenn man es sieht. Es gibt sie aber auch noch im Wald, und wir konnten an einem großen Fest teilnehmen, in dessen Verlauf der „Initiationsgeist“ und der „Totengeist“ auftraten. Das aber ist keine Vorführung für Touristen mit Tänzen auf Bestellung. Es wurden Feuer angezündet und im Dunkel ein riesiger Funkenzauber entfacht – es ist für Waldbrände viel zu feucht.

Die Pygmäen galten als große Heiler. Die Könige hielten sich ihre Pygmäen als Heiler am Hof, und man sagt, dass die Präsidentengattin Chantal Biya ebenfalls ihren Pygmäenheiler hat. Trotzdem werden sie diskriminiert und unterdrückt.

Am Ende der Reise saßen wir in dem Touristenparadies Kribi am Strand, eine trügerische Idylle, denn nicht allein Überfälle gefährden das Wohlbefinden – auch bei uns wurde einer Reiseteilnehmerin der Rucksack mit Kamera, Pass und Geld geklaut –, sondern die Gegend ist auch „vermückt“. Die Lebenserwartung der ersten katholischen Missionare aus dem Orden der Pallotiner betrug ein Jahr.

Landschaftlich ist es wunderbar. Kribi ist berühmt für seine Wasserfälle, weniger dafür, dass, wenn die Sonne untergeht, die Ölplattformen vor der Küste hell erleuchtet sind. Kamerun müsste also Geld haben durch das Öl, aber es sieht nicht so aus, als ob furchtbar viel „unten“ ankommt. Es ist auch nicht so, dass die Tankstellen immer Benzin zur Verfügung hätten. Es kann schon einmal heißen „fini“.

Es gibt allerdings auffallend viele Schulen, und auch die Kampagnen gegen AIDS fallen auf.

Es lässt sich nicht auf einen Nenner bringen, was die Reise „gebracht hat“ – dafür war sie zu vielfältig.

Einer der letzten Blicke im Flughafen von Douala/ Kamerun galt dem bei tropischen Temperaturen blinkenden Weihnachtsbaum. Die Weihnachtsbäume, die uns hier empfingen, standen ca. 30 Grad kühler und im Schnee.